Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 213 (1940)

Artikel: In der Holzrieseten
Autor: Renker, Gustav
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656883

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In der Holzrieseten.

Erzählung von Gustav Renker.

Den Fuchs habe ich doch getroffen, ganz bestimmt. Er hat sich im Feuer überschlagen wie ein Hase. Der Pulverdampf zieht als weißflatternde Fahne aufwärts in den Tann — damals schoß ich noch mit dem billigen Schwarzpulver...

Also der Fuchs hat einen Purzelbaum gemacht, der Rauch hängt schon in den Fichtenzweigen, der Schnee ist aufgewühlt und — vom Fuchs nichts zu sehen. Verärgert schiebe ich eine neue Patrone in den Lauf und gehe zum Ausschuß. Da flackert es rot aus dem Schnee, und allerorten liegen Haare herum, einmal sogar ein ganzes Büschel. Die Schweißfährte zieht sich ins dichte Unterholz, westwärts den Berghang hinab. Ein Zeichen, daß er nicht mehr aufwärts laufen kann.

Ich gehe durch den Winterwald, krieche durch tiefverschneite Büsche und bekomme Ladungen von Schnee in den Nacken. Ich wandere dahin wie der brave Winnetou, die Nase zu Boden gesenkt, um die rot getüpfelte Fährte nicht zu verlieren. Ein Häher krätscht empört, weil er den weidwund schnürenden Fuchs oder mich gesehen hat. Eine Krähe hebt sich von einem Ast und schreit: „Verrat, Mord, Mord!" Der Tod geht durch den Wald. Ich glaube, es ist der Tod in meinem Gewehrlauf. Ich, Herr über Leben und Tod in meinem Revier — — ich anmaßender Tor! Merke nicht, daß es hinter mir herschleicht, auf knöchernen Sohlen, daß eine Sense nach meinem Haupte zielt...

Die Waldstille wird jäh zerrissen: Poltern und Krachen von dort drüben her, jenseits des Grabens. Ich denke dem nicht weiter nach: Dort sind Holzfäller an der Arbeit. Eine gerade, ausgeholzte Bahn geht mitten durch den Bergwald. So an die 45 bis 50 Grad Neigung wird sie haben, die Holzrieseten, wie man das bei uns nennt. Im Herbst haben sie hoch oben die Fichtenstämme geschlagen, von den Ästen befreit und entrindet. Kommt aber der Winter, dann werden die Stämme ins Tal befördert. Mit der Holzspitzhaue reißen die Männer die Blöcke aus der waagrechten Lage, ziehen sie an den Rand der Rieseten, noch ein Ruck: das Ungetüm beginnt zu gleiten. Schnell und immer schneller. Die Rieseten ist beidseitig ausgehöhlt, so daß die Bäume nicht rechts und links herausspringen können. Glattgefegt ist die Rinne, ein langer, gläserner Schlauch wie irgendeine Eisschlucht in den hohen Bergen. Wie oft habe ich — wohlweislich, wenn kein Holz gefördert wurde — die Rieseten mit Pickel und Steigeisen durchstiegen, um mich für das Hochgebirge zu üben.

Höher oben, wo der Weg zur Bergerhütte quer über die Rieseten geht, sitzt ein Mann auf einem Baumstrunk, raucht Pfeife und ist dafür da, unvorsichtige Wanderer zu warnen, falls sie nicht selbst so gescheit sind, aus dem Poltern zu schließen, was sich da tut.

Die Holzrieseten kümmert mich jetzt wenig. Der Fuchs muß doch im Graben davor liegen. Ich steige die verschneiten Felsabsätze hinab, breche an einer Stelle durch das Eis des Wildbaches, so daß ich den rechten Fuß bis zur Wade naß kriege, und suche den Fuchs. Aber der ist nicht da — er hat sich jenseits emporgearbeitet, mühsam, wie man aus der Fährte ersieht, und ist weitergezogen. Weiter durch den Bergwald, der Holzrieseten zu...

Rumm — bumm! dröhnen die zu Tal sausenden Stöcke näher, immer näher. Und noch immer liegt kein verendeter Fuchs in der Fährte.

Etwa zehn Minuten breche ich durch die Schneemassen des Unterholzes, wate durch windverwehte Löcher, dann ist der Waldrand da, zwischen uns jedoch die Rieseten. Schnurgerade führt die Schweißfährte hinein und jenseits wieder hinaus. Doch zwischen Ende und neuem Anfang ist eine steile Eiskehle, etwa dreißig Meter breit, mit fast senkrechten Rändern. In Abständen von ungefähr einer halben Minute gleiten die Stämme nieder. Man sieht sie von oben kommen, zwischen den Wölbungen hin und her zickzackend. Es sind ungefüge, starre Baumstämme, aber ihre Bewegung ist so schnell, daß es den Anschein hat, als ob windende, riesige Schlangen niederglitten. Wenn sie an den Rand stoßen, sprühen ganze Garben von Eispulver auf, in der Sonne glitzernd und funkelnd...

Landesausstellung, linkes Ausstellungsgelände, Fliegeraufnahme. Sommer 1939.
Photopreß, Zürich.

Ich muß den Fuchs haben. Schon aus weidmännischer Gewissenhaftigkeit. Vielleicht hat er sich irgendwo niedergetan und hätte ein hartes, langes Sterben, wenn ich ihm nicht den erlösenden Schuß gebe. Ich muß über die Rinne. Aber wo? Durch den tiefen Schnee hinaufwaten und jenseits wieder hinab? — Das würde mindestens eine Stunde währen.

Dreißig Meter — eine gewöhnliche Seillänge! Die kann man doch in einer halben Minute durchlaufen. Schon will ich in die Kehle springen — da warnt mich etwas in mir, der gute Engel, der über unsere Sünden und Dummheiten wacht. Wenn schon darüber, so doch nicht gerade hier, wo die Rieseten glatt wie eine Glasröhre ist. Ich beobachte die Stämme. Zehn Meter weiter oben ist in der Rinne ein kleiner Felsbuckel, und ich sehe, wie die Hölzer darüber einen weiten Satz machen.

Dort will ich einsteigen. Aber schnell, nur schnell! Ein Stock ist vorübergefahren, von weit oben höre ich das gleichmäßige „Ho—ruck! Ho—ruck!" der Holzknechte, die einen anderen Stamm in die Rieseten ziehen. Also das Gewehr gesichert über die Schulter, hinein und hinüber!

Ich rutsche die Böschung hinab — ich rutsche seitlich, talwärts weiter, um Himmelswillen, ich gleite. Meine abgebrauchten Schuhnägel wollen nicht ins glattgefegte Eis beißen.

Und ich weiß, das ist der Tod! Brüllend und tobend wird er von oben kommen.

„Ho ruck — ho ruck!" Sie ziehen noch immer. Ich strample und schwimme auf dem Eise, klebe fast daran. Nur nicht abgleiten!

Jetzt ist's still oben, jetzt beginnt das Dröhnen. Die ganze Rinne dröhnt wie eine gespannte Stahlsaite.

Da bin ich — weiß nicht wie — unter dem Felsbuckel, presse die Finger an kleine Rauhigkeiten, während die Füße haltlos am Eise scharren. Und da ist er auch schon! Vielleicht einen halben Meter über meinem Rücken schießt der gewaltige Stamm ins Leere hinaus, donnert unten sprühend auf und saust weiter.

„Ho ruck!" kommt's von oben; sie arbeiten am nächsten. Und ich hänge an den kleinen Zacken des Blockes, noch immer suchen die Füße einen Halt.

Ein zweiter Stamm dröhnt über mich weg.

Jetzt habe ich für den rechten Fuß einen ins Eis gebackenen Stein gefunden — lange hätte ich nicht mehr so hängen können. Aber lange kann ich auch nicht mehr so stehen, das fühle ich. In den Felswänden habe ich manchmal so an kleinen Griffen gehangen, doch das war ganz anders. Da kam nicht jede halbe Minute ein solches Ungeheuer daher, hieb nicht sein Sturmwind wie mit einer Peitsche nach mir.

Lasse ich los, komme ich ins Gleiten, dann zermalmen mich die nachfolgenden Stöcke. Aus diesem höllischen Rohr gibt es, wenn ich einmal im Schwunge bin, kein Entkommen.

Immer wieder kommen die Stämme, und ich bilde mir ein, daß bei jedem Anprall der Felsblock stärker zittere. Daß er sich lösen, mit mir in die Tiefe fahren würde. (Das war wirklich nur Einbildung, denn der Felsblock steht heute, einundzwanzig Jahre nach diesem Geschehen, noch fest in der Rinne.)

Einmal hebe ich rasch den Kopf über den Block, sehe hoch oben eine Gestalt und schreie. Aber der Mensch hört mich nicht. Ich habe Haß und Wut gegen ihn, über seine Taubheit. Freilich konnte er mich nicht hören, denn dort oben fließt ganz nahe der lärmende Bach vorbei — doch daran denke ich nicht.

Wenn ich jetzt die Hände frei kriegen könnte, das Gewehr nehmen und den Holzer niederschießen! Dann würden die andern herbeilaufen, würden aufhören, die Bäume in die Tiefe zu reißen...

Das Tier erwacht in der Todesnot, das harte Gebot: du oder ich!

Zum Glück kann ich die Hände nicht loslassen. Am Ende der Rinne, tief unten, sehe ich den Holzlagerplatz, die Stämme klein wie Zündhölzchen. Dann der Talwald, das braune Dach meines Elternhauses. Ein Räuchlein steht darüber, und auf der Wiese zwischen Vaters Apfelbäumen flattert die Wäsche an Stricken. Ob die Magd wieder mein Bergseil genommen hat zum Wäschetrocknen, das dumme Frauenzimmer? Daran denke ich jetzt. Es ist ja närrisch.

„Ho — ruck!" — „Rumms!" Rufe und donnernde Stämme. Meine Glieder zittern, aber da, gerade da, wird mein Denken ganz ruhig.

Ich mustere die jenseitige Böschung und sehe eine von oben hineinhängende dicke Fichtenwurzel. Dadurch, daß die Stöcke über den Fels in die Luft geschleudert wurden, ist sie unbeschädigt geblieben. Ich weiß nicht, wie fest sie ist, ob sie nicht nur lose in der Walderde steckt. Aber es gibt für mich nichts mehr auf der Welt als diese Wurzel, und wenn sie dünn wie ein Strohhalm wäre, an den man sich klammert.

Ich will den Stoß wagen, der zwischen Leben und Tod führt, und zaudere. Drei, vier Pausen lang! Aber dann spüre ich, daß ich mich nicht mehr halten kann.

Wieder ist ein Stamm vorbei — jetzt!

Ich stoße mich ab, gleite schief hinüber — hasche die Wurzel — knapp neben mir donnert ein Stamm vorbei, aber ich sitze schon am Rande der Böschung.

Sitze und sinke hintüber in den Schnee, vor meinen Augen sind violette Kreise, in meinen Ohren brausen Wasserfälle. —

Den Fuchs fand ich etwa zehn Schritte jenseits der Rinne verendet in einer Mulde. Lange stand ich und sann: Hat das sterbende Tier, dessen scharfe Krallen natürlich leicht über das Eis liefen, seinen Mörder nur so weit locken wollen, um ihn in die Falle des Todes zu hetzen? Oder war das Zufall?

Was wissen wir Menschen auch von solchen Dingen?